

II.

Bernhard Jacobi, Präsident der westfälischen Provinzialsynode. Ein Lebensbild.

Von Dr. Ludwig Roehling in Münster.

Briefliche und archivalische Quellen.

1. Familienbriefe Bernhard Jacobi's, meist an seine Eltern, im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Jacobi in Saarbrücken. Hinweise auf sie sind im folgenden mit Br. bezeichnet. Fehlt die Angabe des Empfängers, so bedeutet dies, daß der betreffende Brief an die Eltern gerichtet ist.
2. Briefe an Friedrich Perthes (im folgenden mit P. bezeichnet) und an dessen Sohn Matthias Perthes, ebenfalls im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Jacobi in Saarbrücken.
3. Briefe an Schleiermacher und dessen Frau. Im Besitz der Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin.
4. Tagebücher Bernhard Jacobi's 1841—1843. Im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Jacobi in Saarbrücken.
5. Akten des Konsistorialarchivs in Münster.
6. Akten des Provinzialkirchenarchivs in Bad Deynhausen.
7. Akten des Pfarrarchivs in Petershagen.
8. Akten des Archivs der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen.

Literatur.

- Bernh. Jacobi, Der Brief des Jakobus, ausgelegt in neunzehn Predigten. Als Zugabe neun Predigten über das erste Kapitel des Evangeliums Johannis. Berlin 1835.
- Predigten an den Sonn- und Festtagen des Kirchenjahres. Nach seinem Tode herausgegeben von Adolf Goeschel. Erster und zweiter Band. Bielefeld 1844.
- Predigt bei der Eröffnung der ersten Kreisynode der Diözese Minden, gehalten in der Petrikirche zu Minden am 21. Juli 1835. Bielefeld 1835.
- Fr. Jacobi, Bernhard Jacobi 1801—1826. Jugendleben eines deutschen Pfarrers. Ungedrucktes Manuskript.
- J. Herting, Karl Wigand Maximilian Jacobi, ein deutscher Arzt (1775 bis 1858). Görlitz 1930.
- Der Kirchenfreund (1837—1838 mit dem Zusatz: Für das nördliche Deutschland). Lüneburg 1835—1836, Osnabrück 1837—1839.
- E. S. Nitzsch, Zum Andenken an den vereinigten Präsidenten der Westfälischen Provinzialsynode, Dr. Bernhard Jacobi (= Monatschrift für die evangelische Kirche der Rheinprovinz und Westfalens 1843 I, S. 206—218).

Theologische Studien und Kritiken. Hamburg 1828 ff.

Verhandlungen der Westfälischen Provinzialsynode 1835, 1838, 1841.

Verhandlungen der Kreissynode Minden 1835—1844.

Zeugen und Zeugnisse aus dem christlich-kirchlichen Leben von Minden-Ravensberg. Bethel bei Bielefeld. 1. Heft 1895. 2. Heft 1897. Neue Folge (2 Hefte) 1899 und 1901.

Evangelische Zeugnisse aus Mark und Westfalen. Herausgegeben von L. Josephson und J. H. J. Nonne. Anna 1838—1839, Olpe 1840 ff.

Von den Männern, die während der letzten hundert Jahre an der Spitze der Westfälischen Provinzialsynode gestanden haben, ist Bernhard Jacobi wohl am meisten dem Gedächtnis der Nachwelt entschwunden. Es liegt dies daran, daß er bereits ein kurzes Jahr nach der Übernahme des Präsesamtes von einer tödlichen Krankheit dahingerafft wurde, ohne daß es ihm vergönnt war, die Früchte seines regen, zielbewußten Wirkens reifen zu sehen. Und doch lohnt es sich, den Lebensspuren dieses Mannes nachzugehen, dem es nur infolge seines allzufrühen Todes nicht beschieden war, den Rang in der westfälischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts einzunehmen, der ihm angesichts seiner Persönlichkeit, seiner reichen Begabung und seiner umfassenden Tätigkeit bei einem längeren Leben ohne Zweifel zugefallen wäre¹⁾.

I. Jugendjahre, 1801—1830.

Von seinen Vorfahren war Bernhard Jacobi reiches geistiges Erbgut überkommen. Sein Großvater war der als Freund Goethes bekannte Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi (1743—1819), sein Vater der Arzt Max Jacobi (1775—1858), der als Leiter der Irrenheilanstalt zu Siegburg der Behandlung Geisteskranker neue Wege bahnte. 1798 hatte sich Max Jacobi mit Anna Claudius, einer Tochter des Wandsbecker Boten (1777—1856), vermählt und war bald darauf in Eutin, der Residenz des Fürstbistums Lübeck, das später an Oldenburg fiel, als Stiftsarzt angestellt worden²⁾.

1) Dem Nachruf aus der Feder von C. J. Nitzsch, der in kurzen, nur das Wesentliche charakterisierenden Strichen das Bild des Freundes zeichnet, ist eine weitere Würdigung Bernhard Jacobis nicht mehr gefolgt.

2) Über die Familie Jacobi, die einem niedersächsischen Bauerngeschlecht aus Wollershäusen am Harz entstammt, vgl. Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 60, S. 153—210, über Max Jacobi: Allg. Deutsche Biographie, Bd. XIII, S. 593; J. Herting, Karl Wigand Maximilian Jacobi, Götting 1930.

In Eutin wurde Bernhard August Jacobi am 26. April 1801 geboren. Seine Jugend war ausgezeichnet durch reiche Anregungen mannigfacher Art, die ihm zuteil wurden³⁾. Daß ihm dieses große und seltene Glück beschert war, dazu trug zunächst der häufige Wechsel des Aufenthalts seiner Eltern bei, der den Knaben 1805 nach München, 1812 nach Salzburg und 1816 nach Düsseldorf führte. Hinzu kamen die freundschaftlichen Beziehungen, die beide Großväter mit zahlreichen hervorragenden Vertretern des deutschen Geisteslebens angeknüpft hatten. Alle diese Eindrücke und Einflüsse haben den jungen Bernhard in seinem inneren Werdegang wohl bedeutsam gefördert, aber doch nicht im letzten Grunde entscheidend bestimmt. Seine Seele, sein Geist, sein ganzes Wesen wurde vielmehr geformt durch die sorgfältige Erziehung, die er im Elternhause genoß. Dort herrschte die Frömmigkeit des Wandsbecker Boten. Anna Jacobi war die Lieblingstochter ihres Vaters⁴⁾. Friedrich Perthes rühmt ihre reiche Begabung und ihren lebendigen Geist⁵⁾. Er schreibt von ihr: „Ich erlaube mir zu sagen, daß sie unter allen Claudius' Kindern am meisten Umfang des Geistes hatte, die meiste Fähigkeit, Fremdes aufzufassen, aber auch den festesten Willen, es nach ihrer Ansicht vom Rechten auszuprägen. Gerade nun sie wurde vom elterlichen Hause in die Fremde gezogen, und so entstand auf natürlichem Wege, daß sie die Eigentümlichkeiten der geschlossenen Wandsbecker Heimat neu erstehen und erwachsen lassen wollte im eigenen Kinderkreise⁶⁾.“

So wuchs der junge Bernhard als einziger Knabe neben fünf Schwestern unter den denkbar günstigsten Voraussetzungen heran, und die treue Arbeit seiner Eltern begann bald ihre Früchte zu tragen. Bereits in Salzburg und in Düsseldorf sind die Grundzüge seines Charakters, wie er sich später herausbildete, im Keime klar zu erkennen. Immer deutlicher stellte es sich heraus, daß der Einschlag vom Wandsbecker Großvater her in seiner Veranlagung überwog.

³⁾ Herr Amtsgerichtsrat Jacobi in Saarbrücken, ein Enkel Bernhard Jacobis, hat eine mit zahlreichen Briefstellen versehene ausführliche Jugendgeschichte seines Großvaters verfaßt, die bisher noch ungedruckt ist. Auf ihr beruht zum größten Teil die Schilderung des ersten Abschnitts bis zum Jahre 1826.

⁴⁾ Vgl. Herbst, Matthias Claudius, 3. Aufl. (1863), S. 485.

⁵⁾ Cl. Th. Perthes, Friedrich Perthes' Leben III, S. 72.

⁶⁾ Brief an Max Jacobi vom 24. 11. 32 nach Herting a. a. O., S. 184.

1817 siedelte Bernhard nach München über, wo er, im Hause des Großvaters wohnend, als Schüler des dortigen, von dem klassischen Philologen Thierfch geleiteten Lyzeums sich auf die Universität vorbereiten sollte. Sein eigentlicher Erzieher, den er später stets in dankbarer Erinnerung seinen Pflegevater nannte, wurde der Finanzrat Friedrich von Roth, der spätere Präsident des Oberkonsistoriums in München, der sowohl ein tüchtiger Verwaltungsbeamter als auch ein hervorragender Gelehrter war. Während der Münchener Zeit machte er sich mit der Welt des klassischen Altertums gründlich vertraut, und der rege gesellige Verkehr im gastlichen Hause des Großvaters bot ihm das notwendige Gegengewicht, indem er seinen Gesichtskreis erweiterte und seine Welt- und Menschenkenntnis förderte. Aber auch hier blieb das Elternhaus der Quell, aus dem er immer wieder neuen Antrieb zum Guten und neue Kraft für das Wachsen seines inwendigen Menschen schöpfte. Es gab nichts, was er in den Briefen an die Eltern verheimlichte. Sein ganzes äußeres und inneres Leben liegt in ihnen offen vor Augen; sie zeigen das ernste Ringen eines hochbegabten, geistig regen, für alles Schöne und Gute aufgeschlossenen jungen Menschen um Vollkommenheit und dessen Streben, seiner Sünden und Schwächen Herr zu werden und ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Der Umgang mit Männern wie Sailer und Gofner half ihm, fest zu bleiben und zu erstarken in solcher Gesinnung. Dagegen ist bemerkenswert, daß ein persönliches Verhältnis zwischen Großvater und Enkel sich nicht bildete. Nirgends ist von einem philosophischen Gespräch die Rede, und Bernhard selbst klagt oft genug darüber, daß es ihm nicht gelinge, dem Großvater näherzukommen.

Da Friedrich Heinrich Jacobi schon am 10. März 1819 starb, ging Bernhards Aufenthalt in München früher zu Ende, als vorgesehen war. Bernhard kehrte zu den Eltern nach Düsseldorf zurück und bezog im Herbst 1819 die Universität Bonn, wo neben den Theologen Lücke und Sack, der später sein Schwager werden sollte, vor allem Ernst Moritz Arndt auf ihn einwirkte. Von Ostern 1822 ab setzte er sein Studium in Berlin fort. Von großem Vorteil für ihn war es, daß sich ihm hier sogleich das Haus des mit seinen Eltern eng befreundeten Oberregierungsrats Nicolovius als ein zweites Vaterhaus öffnete. Es war für ihn im Anfang nicht leicht, zwischen den verschiedenen theologischen Richtungen seinen Weg zu finden. Mit Tholuck und Neander ergaben sich viele Berührungspunkte, doch wurde er je länger je mehr

auf die Dauer am meisten von der Persönlichkeit Schleiermachers angezogen und gewann endlich auch einen Zugang zu dessen Theologie. Zuletzt wurde er ein regelmäßiger, gern gesehener Gast im Hause Schleiermachers, und die engen Beziehungen zur ganzen Familie, die so geknüpft wurden, dauerten auch über den Tod des großen Theologen hinaus an.

Im Herbst 1823 verließ Bernhard Jacobi Berlin und bereitete sich in Bonn auf sein Examen vor. Von dieser Zeit her rühren seine Beziehungen zu Carl Immanuel Nitsch, der kurz zuvor mit großem, ständig wachsendem Erfolge seine akademische Lehrtätigkeit in Bonn begonnen hatte. Im Mai 1824 nahm er eine Stelle als Hauslehrer bei der gräflichen Familie von der Lippe an, die während des Sommers in Oberkassel, während des Winters in Köln zu wohnen pflegte. Im Laufe des Jahres 1825 bestand er beide theologische Examina vor dem Konsistorium in Köln mit der Note „sehr gut“. Schneller, als er hoffen durfte, erhielt er die erste Pfarrstelle. Bereits am 11. Dezember 1825 wurde er ordiniert und trat am 1. Januar 1826 sein Amt als Divisionsprediger in Köln an.

Jetzt konnte er daran denken, sich sein eigenes Heim zu gründen. Bereits in Berlin hatte er sich mit Cornelia Nicolovius verlobt, am 31. August 1826 konnte nach langer Brautzeit endlich die Hochzeit stattfinden. Es schien so, als ob sich nun eine Zeit ungetrübten Glücks eröffnen sollte, und doch standen die Kölner Jahre im Zeichen schweren Leids, das ihm freilich in reichem Maße erleichtert wurde durch das harmonische Zusammenleben mit seiner Cornelia und durch den häufigen Verkehr mit den Eltern, die kurz zuvor nach dem nahen Siegburg übersiedelt waren.

Für seinen Posten als Divisionspfarrer war Jacobi im Grunde nicht geeignet, und er empfand es selbst, daß er nicht auf dem rechten Platze stand. Mit seinem Amte war die Verpflichtung verbunden, Unterricht an der Divisionschule zu erteilen, deren Zweck es war, die jungen Fähnriche auf den Offiziersberuf vorzubereiten; diese Tätigkeit wurde ihm besonders zur Qual. „Gar wenig Freude bietet mir fortwährend das Amt, das ich trage. Mit der Gemeinde ist's kein Leben und in der Schule ein ermüdendes Einerlei“, schrieb er am 17. November 1826 an Schleiermacher. Noch schlimmer wurde seine Lage, als er im Sommer 1827 von einer schweren Krankheit ergriffen wurde. Es war dies ein Vorbote jenes Leidens, das später seinen Tod herbeiführen

solte. Auch als er nach monatelangem Siechtum genesen war, blieb ihm seine Kanzel verschlossen. Die Ärzte fürchteten einen neuen Ausbruch der Krankheit für den Fall, daß er in der allzu großen Garnisonkirche, der Kirche des ehemaligen Klosters St. Pantaleon, seine Gottesdienste wieder aufnehmen würde. So war ihm das Herzstück seines Berufs entzogen, und um des Predigtamts wieder froh zu werden, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich um eine andere Pfarrstelle zu bewerben. Es war sein dringender Wunsch, der Eltern und Freunde wegen in den Rheinlanden zu bleiben; aber vergebens waren seine Bemühungen, in Bendorf und dann in Essen gewählt zu werden. Bald mußte er sich darüber klar werden, daß seine Aussichten überall in der Heimat schlecht waren, denn schnell wurde es bekannt, aus welchem Grunde er das Pfarramt zu wechseln suchte. Da griff sein Schwiegervater Nicolovius in die Gestaltung seines künftigen Lebensganges ein, indem er ihn im Herbst 1829 nach Berlin einlud und ihm so neue Wege öffnete. Der Vermittlung des kurz zuvor nach Berlin berufenen Propstes Roß, der ihm von Köln her bekannt war, verdankte er den Hinweis auf die durch die Versetzung des Superintendenten Romberg nach Bromberg frei gewordene Stelle des Oberpfarrers in Petershagen bei Minden, der er dann den Vorzug gab vor anderen Stellen, die ihm angeboten wurden. In einer eigenhändig unterzeichneten Verfügung beauftragte der Minister Altenstein die Regierung zu Minden, Jacobi diese Stelle zu übertragen. Vergebens wies diese in ihrer Antwort darauf hin, sie werde eine unangenehme Sensation hervorrufen, wenn sie nicht ältere, verdiente Prediger bei der Besetzung gerade dieser Stelle berücksichtigte; vergebens machte sie Einwendungen gegen die Persönlichkeit Jacobis, vor allem seiner Jugend, seiner geringen Amtserfahrung und seiner schwachen Gesundheit wegen. Endlich mußte sie, entgegen ihrer Neigung, der Anordnung des Ministers nachkommen; sie erreichte nur, daß die Superintendentur von der Oberpredigerstelle abgetrennt und Jacobi nicht mit übertragen wurde. Am 19. April 1830 fertigte sie die Berufung Jacobis nach Petershagen aus⁷⁾.

Bevor er Abschied von Köln nahm, hatte Jacobi einem Manne die Gedächtnispredigt halten müssen, der ihm in den letzten Jahren Berater und Vorbild für sein geistliches Amt geworden war und dem er den

⁷⁾ Akten, betreffend Besetzung der Predigerstellen zu Petershagen 1827 bis 1845, im Konsistorialarchiv zu Münster.

ersten tieferen Einblick in die praktische Tätigkeit des Pfarrers verdankte. Es war dies der Konsistorialrat und Pfarrer Johann Gottlob Krafft, der als ein Vorläufer der inneren Mission anderthalb Jahrzehnte lang in dem unter der neuen preussischen Verwaltung rasch emporstrebenden Köln mit größter Selbsterleugnung und Treue segensreich gewirkt hatte. Auch die Herausgabe der Predigten des Verstorbenen war ihm anvertraut worden; er beendete sie noch vor seiner Übersiedlung nach Petershagen⁸⁾.

II. Leben und Wirken in Petershagen, 1830—1842.

1. Seine Persönlichkeit.

Die Berufung nach Petershagen, wo am 4. Juli 1830 die feierliche Einführung stattfand, war die entscheidende Wende im Leben Bernhard Jacobis. Erst jetzt kam es ihm so recht zum Bewußtsein, daß seine Jugendzeit abgeschlossen hinter ihm lag, und daß er nun endlich auch in seinem Beruf festen Boden unter den Füßen hatte⁹⁾. Er war zum Manne herangereift und mit den ihm verliehenen Gaben und Kräften den Aufgaben, die an ihn herantraten, durchaus gewachsen.

Suchen wir ein Bild seiner Persönlichkeit zu gewinnen, so müssen wir davon ausgehen, daß er sich in seinem gesamten Denken und Handeln leiten ließ von dem festen Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Erlöser. Diese Gesinnung war grundlegend und richtunggebend für sein ganzes inneres und äußeres Leben. Zweifel an der Wahrheit der Offenbarung waren ihm in jungen Jahren erspart geblieben; wenn er gleichwohl schwere innere Kämpfe hatte ausfechten müssen, so richteten sich diese gegen Fehler und Schwächen der eigenen Natur und bezogen sich auf die innere Auseinandersetzung mit dem eigenen Schicksal. Immer besser hatte er gelernt, die großen Entscheidungen und die kleinen Begebenheiten seines Lebens dem Willen Gottes anheimzustellen¹⁰⁾. Die Schwierigkeiten der Kölner Jahre

⁸⁾ Sammlung einiger Predigten des seligen Herrn Konsistorialrats und Pfarrers Johann Gottlob Krafft... Köln 1830. Am Schluß des zweiten Bändchens steht S. 194—204 die Gedächtnispredigt Jacobis über Joh. 11, 40: Der Glaube siehet die Herrlichkeit Jesu. Über den Einfluß Kraffts auf Jacobi vgl. Nitsch a. a. D., S. 209f.

⁹⁾ Vgl. Br. 5. 10. 30 und besonders 7. 10. 31.

¹⁰⁾ Besonders klar spricht er sich hierüber aus in einem Briefe an seinen Vetter Matthias Berthes vom 16. 1. 25.

hatten diese Neigung in ihm gestärkt. Der schlechte Zustand seiner Gesundheit ließ ihn seine Abhängigkeit von dem Willen Gottes stets besonders deutlich empfinden. Wiederholt wurde seine berufliche Tätigkeit durch ein monatelanges Krankenlager unterbrochen. Selten fühlte er sich völlig frei von körperlichen Beschwerden, mehr als einmal hat er im Fieber auf der Kanzel gestanden. Und trotzdem stieg von Jahr zu Jahr sein Schaffensdrang und seine Arbeitskraft, besonders in Zeiten, die unmittelbar auf eine Genesung folgten. Seine gesundheitlichen Hemmungen wurden ihm zu einer Glaubenschule, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Er erfuhr an sich die Wahrheit des Wortes, daß Gott in den Schwachen mächtig ist. Auch in guten Tagen vergaß er nie das Loben und Danken.

Der größte Schicksalsschlag, der ihn überhaupt treffen konnte, blieb ihm nicht erspart. Mit seiner ihm gleichgesinnten und ebenbürtigen Cornelia lebte er in glücklichster Ehe zusammen. Nach sechsjährigem, vergeblichem Warten schien es so, als ob beiden endlich Elternfreuden zuteil werden würden, da erlag Cornelia am 8. Mai 1833 den Folgen ihrer ersten Geburt, nachdem sie ein totes Kind zur Welt gebracht hatte. Und doch mündete seine ergreifende Grabpredigt aus in Auferstehungsgewißheit und Lob und Preis Gottes, ohne über die Härte des schmerzlichen Verlustes hinwegzutäuschen¹¹⁾. Mit großer Geduld und Ergebung trug er das Kreuz, das ihm auferlegt wurde. Sein Schmerz wurde ihm Ansporn zu angestrengtester Tätigkeit, nicht als ein Mittel der Zerstreuung und Ableitung, sondern um seiner Vorangegangenen würdig zu sein und dereinst mit einem ebenso schönen: Es ist vollbracht! zu enden wie sie¹²⁾.

Nicht lange währte seine Einsamkeit. Schon im Juli 1834 gab ihm Paula, die neunzehnjährige Tochter des Konsistorialrats Sasse in Minden, ihr Jawort zum zweiten Ehebunde; am 28. September dieses Jahres fand die Hochzeit statt. Neues häusliches Glück wurde ihm zuteil; vier Kinder, drei Knaben und ein Mädchen, wurden ihm geschenkt. Beide hielten das Andenken Cornelias in hohen Ehren, für beide wurde die Verklärte das Vorbild, zu dem sie emporschauten.

Wie sein Lehrer Schleiermacher war Bernhard Jacobi ein Virtuose der Freundschaft und ein Meister des Briefes. Gleich jenem empfand er stets das starke Bedürfnis, Gleichgesinnten gegenüber sich mitzu-

¹¹⁾ Orig. im Besitz des Herrn Amtsgerichtsrats Jacobi in Saarbrücken.

¹²⁾ Br. an Schleiermacher 13. 11. 33.

teilen und auszusprechen und von ihnen des gleichen Vertrauens gewürdigt zu werden. Dies entsprach seiner tiefen Innerlichkeit und der Lebendigkeit seines Geistes. „Er ist in der Geselligkeit so unerfättlich wie ich in der Freundschaft, und in der Freundschaft ist er so genügsam wie ich in der Geselligkeit“, urteilt er einmal über einen Amtsbruder (Brief vom 18. Juli 1836). Nach seiner in dieser Hinsicht so reich gesegneten Jugend hat ihn in Petershagen ein Gefühl des Darbens nie völlig verlassen, obwohl er auch dort befreundete Herzen fand (Brief vom 14. Februar 1836). Besonders nahe stand ihm Frau Schrader im benachbarten Gernheim, die Gemahlin des Eigentümers einer Glasfabrik. Auch mit manchen Amtsbrüdern entwickelte sich ein freundschaftlicher Verkehr. War ihm der persönliche Umgang mit seinen alten Freunden versagt, von denen wohl Adolf Goesch in Celle, später in Wunstorf, zuletzt Generalsuperintendent in Harburg, seinem Herzen der nächste war¹³⁾, so setzte der Briefwechsel gleichsam das unterbrochene Gespräch fort. So bilden denn die Briefe, die er schrieb, die bedeutendste Quelle für die Erkenntnis seiner Persönlichkeit. Unter ihnen stehen diejenigen an die Eltern an erster Stelle. Sie berichten genau über die äußeren Geschehnisse, und in ihnen offenbart sich in einer klaren, edlen, formvollendeten Sprache alles, was ihn im Innern bewegt. Er legt rückhaltlos Rechenschaft ab von seinem Denken und Tun und geht oft genug mit sich selbst streng ins Gericht. Kein Winkel seiner Seele bleibt verborgen; deutlich erkennen wir die Reinheit seines Willens und Strebens und die innere Kraft, von der sein Handeln getragen ist. Beim Lesen werden wir unwillkürlich mit hineingezogen in seine Welt, als sei sie die unsere.

Mit seinen Eltern war er durch ein festes Band stärksten Vertrauens verbunden. Der trauernde Vater bezeugt nach dem Tode des Sohnes, wie dieser ihm Sohn und Freund zugleich war, „in welcher alles umfassenden, vertraulichsten Gemeinschaft wir, seitdem er herangereift, miteinander verkehrten, so daß, wenn auch nicht ausgesprochen, nichts Bedeutenderes in unserm inneren und äußeren Leben vorkam, was wir nicht miteinander teilten in Liebe“¹⁴⁾.

¹³⁾ Über Goesch vgl. Steinmeß, Die Generalsuperintendenten von Harburg: Zeitschrift der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte, Bd. 36 (1931), S. 267 ff.

¹⁴⁾ Brief Max Jacobis an seinen Freund und Kollegen Albert Zeller vom 19. 2. 1843 (im Besitz des Herrn Dr. med. Zeller in Cannstatt).

Mit dem Vater war er auch darin eins, daß der Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen in seiner Weltanschauung keinen Raum hatte; beide Bereiche standen vielmehr in harmonischer Wechselwirkung zueinander. Seine Bildung wurzelte in der Welt des klassischen Altertums. Die griechischen und lateinischen Schriftsteller waren ihm wohl vertraut, bis an sein Lebensende hat er ihnen manche Stunde gewidmet. Als er einmal in einem Briefe an seinen Vater auf die Erziehung seines ältesten Sohnes Johannes zu sprechen kam, äußerte er: „Er soll mir, wenn Gott ihn mir läßt und ich es erlebe, mit den Alten aufwachsen, damit auch das Evangelium ihm in seiner rechten Umgebung erscheine. Aus einer bloß modernen Zeitbildung kann dieses doch nimmermehr recht verstanden werden“ (Brief vom 8. Mai 1837). Mitten im Drange der Geschäfte seiner letzten Lebensjahre konnte ihn die Sehnsucht danach packen, „die Freunde meiner Jugend, den Thukydides und Tacitus mit ihren ebenbürtigen Genossen, mein Studium, meinen Umgang, Kraft und Freude meiner Mußestunden“ sein zu lassen (Brief vom 12. Juni 1840). Selbst als die Verwaltung des Präsesamtes neben seinen sonstigen Amtspflichten die Anspannung aller Kräfte von ihm forderte, verwandte er noch kurz vor dem Ausbruch der tödlichen Krankheit eine Frühviertelstunde täglich zu seiner Erquickung auf Horaz und Sallust, aus dessen Jugurtha er ein Kapitel laut las (Brief vom 18. Juni 1842).

Die Art seiner geistigen Begabung war mehr kritisch-philologisch als systematisch-spekulativ. Eine nähere Vertrautheit mit der Philosophie des deutschen Idealismus läßt sich nicht nachweisen. Dagegen verfügte er über eine umfassende Belesenheit in der zeitgenössischen Dichtung; auch in den Dramen Shakespeares war er wohl bewandert. Hinzu gesellte sich seine große Liebe zur Musik, zu der in Salzburg der Grund gelegt worden war. Er war ein guter Klavierspieler, und manche Abende wurden im Familien- und Freundeskreise gemeinschaftlichem Musizieren gewidmet. Von den großen Meistern der Musik war ihm wohl am meisten Mozart lieb und vertraut.

Große Ordnungsliebe und die Fähigkeit, mit seiner Zeit hauszuhalten, ermöglichten es ihm, Neigungen dieser Art auch bei verhältnismäßig starker Beanspruchung durch die Obliegenheiten des Berufes nachzugehen. Ferner trug die gesunde Lebensweise, die er zu führen pflegte, dazu bei, seine Arbeitskraft zu steigern. Bereits als Knabe war er an frühes Aufstehen gewöhnt worden. Wenn es sein körper-

licher Zustand irgend erlaubte, erhob er sich auch im Winter schon gegen 5 Uhr von seinem Lager. Die ersten Morgenstunden behielt er in der Regel dem wissenschaftlichen Studium vor. Abends pflegte er nach Möglichkeit angestrengte geistige Arbeit zu vermeiden und zeitig zu Bett zu gehen. Häufig gewährte ihm anregende Geselligkeit im kleinen vertrauten Kreise, wo neben der Musik gegenseitiges Vorlesen mit Vorliebe gepflegt wurde, einen harmonischen Abschluß des Tages.

Das Bild, das wir von der Persönlichkeit Bernhard Jacobis zu entwerfen suchen, wäre unvollständig, gedächten wir nicht seiner großen Liebe zu Volk und Vaterland. Die Freiheitskriege gegen Napoleon waren das erste politische Ereignis, das er mit vollem Bewußtsein miterlebte. 1815 hatte der Vierzehnjährige Feldzugsgedanken (Brief vom 12. Juni 1840). Die Eindrücke dieser Zeit haben sich seiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt. Als er 1816 nach Düsseldorf kam, nahm er begeisterten Anteil an der deutschen Turnbewegung, die am dortigen Gymnasium einen hervorragenden Mittelpunkt fand. Während der Bonner Studentenjahre wurde diese Gesinnung gefördert durch den Umgang mit Ernst Moritz Arndt, dessen trauriges Schicksal auch ihn mit tiefem Schmerz erfüllte. Mit dieser deutsch-nationalen Einstellung verband sich eine unverbrüchliche Treue zum preußischen Staat und seinem Königshause. Als Friedrich Wilhelm III. gestorben war, fand er bewegte Worte, die zeigten, wie eng er sich gerade diesem Herrscher, seinem Könige, verbunden fühlte (Brief vom 12. Juni 1840).

2. Wirken im Pfarramt.

Bernhard Jacobi fühlte sich mehr als Lehrer denn als Hirte seiner Gemeinde. In erster Linie lag ihm daran, für die Kenntnis des göttlichen Wortes und seine praktische Anwendung im täglichen Leben Sorge zu tragen. So stand denn die Predigt im Vordergrund seines beruflichen Wirkens. Fassen wir nun den Inhalt der Predigten und seine Predigtweise ins Auge, so wird uns dies dadurch erleichtert, daß etwa 110 Predigten gedruckt vorliegen. Er selbst hat 1835 neunzehn Predigten über den Brief des Jacobus veröffentlicht, denen er neun weitere über das 1. Kapitel des Johannesevangeliums hinzufügte. Nach seinem Tode gab sodann Adolf Goeschel eine größere Auswahl von Predigten in zwei Bänden heraus, und zwar so, daß er aus Predigten, die in verschiedenen Jahren gehalten worden waren, einen

ganzen Jahrgang von Sonn- und Festtagspredigten zusammenstellte¹⁵). Ferner enthalten die zum Besten der Heidenmission herausgegebenen „Evangelischen Zeugnisse aus Mark und Westphalen“ eine Reihe von Predigten Jacobis¹⁶).

Als Jacobi sein neues Amt antrat, war es mit der Verkündigung des Evangeliums in Petershagen schlecht bestellt. Am 30. August 1830 schilderte er die kirchlichen Zustände, die er vorfand, in einem Briefe an seinen Schwager, den Theologieprofessor Sack in Bonn, folgendermaßen: „Nach allem, was ich von Andern höre und selbst erfahre, ist hier überhaupt der Sinn für ein christlich-kirchliches Leben sehr wenig geweckt; dem gemeinen Manne ist der Pastor ein von der Regierung in Minden zum Tausen und Copulieren eingesetzter gelehrter Mann, der Sonntags auf die Kanzel muß; dem Gebildeten ist er ein ziemlich angesehenes Mitglied ihres geselligen Zirkels, bei welchem z. B. Kartenspiel und öffentliches Kegelschieben nicht im mindesten auffällt. Geht sein Streben irgend auf etwas Ungewöhnliches, so schreibt man das einem wenn auch noch so versteckten unreinen Interesse zu und schüttelt den Kopf. Die Kirche wird ziemlich fleißig besucht, doch weit mehr von der Landgemeinde als von der Stadtgemeinde, am wenigsten von den Honoratioren, von welchen die meisten sich auch vom Abendmahl ausschließen... Mein Vorgänger hat mehr für das äußere Bestehen der Gemeinde und für die *iustitia civilis* gesorgt und gearbeitet. Mein Colleague hat Sinn und guten Willen für evangelisches Wirken, aber nicht Mut genug zur ‚törichten Predigt‘. So ist denn der Glaube an Christum ein ziemlich unbebautes Ding zu Petershagen. Die Jugend aber hat aus dem abschriftlich in der Gemeinde verbreiteten Katechismus Rombergs gelernt, daß Jesus der Sohn Josephs und der Maria gewesen sei, der durch sein Leben, allenfalls auch durch sein Sterben, die Menschen von Unwissenheit, Aberglauben usw. erlöst habe.“ Dann fährt er fort: „Ich nun habe es gleich in meiner Antrittspredigt (oder,

¹⁵) Vgl. Literaturverzeichnis.

¹⁶) Evangelische Zeugnisse, Bd. 2 (1839), mit einer Predigt über Luk. 8, 35—39; Bd. 5 (1842), mit 5 Predigten über den Brief an Philemon, und Bd. 8 (1845), mit 4 Predigten über den Gang der Jünger nach Emmaus. Ferner sind gedruckt: eine Neujahrspredigt über 1. Kor. 13, 13 im Bremer Kirchenboten 1835 I, S. 23—33, und die bei der Eröffnung der Kreissynode Minden gehaltene Predigt über 1. Kor. 3, 11—13 (Bielefeld 1835).

wie man hier gewöhnlich sagt: dem Publikum) erklärt, daß ich ihnen nichts anderes verkündigen werde als Jesum den Gekreuzigten, und dabei will ich mit Gottes Hülfe fest bleiben. Und so habe ich denn in allen meinen bisherigen Predigten die Herrlichkeit Christi und eines im Glauben an Ihn geführten Lebens geschildert, ohne für den Anfang gewaltig oder gar gewaltsam auf Buße und Glauben zu dringen, weil ich die armen Menschen zuerst einmal wieder mit dem vergessenen Heile bekannt und danach lüstern machen will. Absichtlich, um meiner selbst und der Zuhörer willen, habe ich meine Texte bisher nicht frei gewählt, sondern immer über die Evangelien gepredigt, und denke damit noch bis zum Advent fortzufahren. Daß meine Stimme nicht völlig vox clamantis in deserto war, durfte ich schon mehrfach erfahren. Einige Besuche von Bauern haben mir in dieser Beziehung sehr wohl getan und meine Seele zum Danke gegen Gott gestimmt. Möchten sich mir die Herzen immer mehr öffnen, und das Wort Gottes sich durch meine Verkündigung Bahn machen. Wunderbar ist die Erfahrung, wie der Herr in dem Schwachen mächtig ist.“

Zielbewußt und planmäßig ging er seinen Weg in den nächsten Jahren weiter, um die zerfetzenden Auswirkungen des Rationalismus zu überwinden und den Kern einer Gemeinschaft gläubiger Christen zu bilden. Zunächst mußte er sich freilich damit begnügen, seiner Gemeinde Milch statt starker Speise zu geben und konnte sie erst allmählich an kräftigere Kost gewöhnen. Von Anfang an war er darauf bedacht, jede Predigt als ein in allen Teilen wohl zusammenhängendes, licht- und lebensvolles Ganzes zu gestalten. Sodann ließ er nach Möglichkeit Texte aufeinander folgen, die sich gegenseitig beleuchteten und ergänzten. Auf diese Weise bereitete er den Boden vor, der es ihm erlaubte, allmählich größere Abschnitte im Zusammenhang auszulegen¹⁷⁾. Schon im Sommer 1833 konnte er dazu übergehen, einer Reihe von 20 Predigten die Bergpredigt zugrunde zu legen¹⁸⁾. Da es ihm darauf ankam, mit Hilfe seiner Predigten eine Anleitung zu geben, wie die Bibel in allen Teilen recht zu gebrauchen und mit Nutzen zu lesen sei¹⁹⁾, bevorzugte er Predigtfolgen dieser Art. Er hielt sich dabei streng an

¹⁷⁾ Vgl. Jakobusbrief, Vorrede S. XXI.

¹⁸⁾ Br. 8. 11. 33; von ihnen finden sich die Predigten über die Seligpreisungen: Predigten an den Sonn- und Festtagen II, S. 29—84.

¹⁹⁾ a. a. O. II, S. 172.

die kirchlichen Zeiten²⁰). Die neun Predigten über Joh. 1 fallen zum Beispiel in die Advents-, Weihnachts- und Epiphaniasszeit des Winters 1833/34²¹), zwischen Ostern und Pfingsten hielt er 1837 fünf aufeinander folgende Predigten über Joh. 21²²), in einem anderen Jahre deren vier über das Erlebnis der Emmauszünger²³). Abschnitte größeren Umfangs behielt er der festlosen Hälfte des Kirchenjahres vor. Den Jakobusbrief behandelte er im Sommer 1834, den Brief an Philemon im Herbst 1835²⁴). Von Predigten, die in die Zeit der Sonntage nach Trinitatis fallen, sei ferner angeführt eine größere Reihe von Predigten über die Geschichte Abrahams²⁵) und eine andere über die zehn Gebote²⁶). Auf der anderen Seite vernachlässigte er nicht die Perikopen. 1836 zum Beispiel hat er während des ganzen Jahres über sie gepredigt (Brief vom 18. Juli 1836).

Überall stand der lebendige Christus im Mittelpunkt seiner Verkündigung. Auch wenn ihr ein alttestamentlicher Text zugrunde lag, benutzte er jede Gelegenheit, um seine Hörer auf den unauflöselichen Zusammenhang der Person des Erlösers mit dem Gesetz und den Propheten des Alten Bundes hinzuweisen²⁷). In seinen Predigten über die Geschichte Abrahams zum Beispiel wußte er stets die Brücke zum christlichen Glauben zu schlagen; in einer von ihnen kam er darauf zu sprechen, daß Abraham den Tag Christi gesehen habe²⁸).

In der Vorrede zum Jakobusbrief führt er die Äußerung Herders an: „Natürliche Ordnung und eine fortgehende Analyse des Wortes Gottes ist die beste Disposition der Predigt²⁹)“. Demgemäß erschien

²⁰) Jakobusbrief, Vorrede S. XXII.

²¹) Br. 15. 1. 34; vgl. Jakobusbrief, Vorrede S. XVIII.

²²) Predigten an den Sonn- und Festtagen I, S. 303—360; vgl. Br. 8. 5. 37.

²³) Ev. Zeugn. Bd. 8, S. 99—139.

²⁴) Ev. Zeugn. Bd. 5, S. 23.

²⁵) Predigten an den Sonn- und Festtagen II, S. 84—171.

²⁶) Bis zur Predigt über das vierte Gebot: a. a. O. II, S. 171—208. Vgl. auch die Predigten über ausgewählte Psalmen a. a. O. II, S. 208 bis 270.

²⁷) a. a. O. II, S. 172. Am klarsten kommt dieser Zusammenhang zum Ausdruck in einer Predigt über Luk. 24, 17—27: Ev. Zeugn. Bd. 8, S. 116ff.

²⁸) Predigten an den Sonn- und Festtagen II, S. 119.

²⁹) Jakobusbrief, Vorrede S. XXIII.

ihm die Homilie als die am meisten biblische Art der Wortverkündigung; indes tragen nur die Predigten über den Jakobusbrief und die über den Brief an Philemon ausgesprochen homilienartigen Charakter insofern, als sie sich auf eine fortlaufende Schrifterklärung beschränken und die Aufstellung eines bestimmten Themas fehlt.

Man kann die erwähnte Vorrede überhaupt als sein homiletisches Bekenntnis bezeichnen³⁰⁾. Besonders eingehend spricht er sich in ihr über das Verhältnis seiner Predigten zur Exegese aus³¹⁾. Er geht von der Voraussetzung aus, daß der Exeget den einzelnen Schriftsteller, der Homilet die ganze Schrift im Auge habe. „Ich behaupte“, so fährt er dann fort, „daß der Standpunkt des Predigers ein höherer, ein freier ist als der des Exegeten. Er schwebt mit seiner Rede freischaffend über den Elementen der gesamten Offenbarung, wie der Geist Gottes bei der Schöpfung über den Wassern. Sowie er dem Worte Gottes in der Heiligen Schrift mit völliger Unterwerfung eigenen Wissens und Meinens dient, so dient hinwiederum ihm die Heilige Schrift in mannigfaltigen Weisen zu dem verschiedenartigsten Gebrauche, und es ist ihm darin mit Recht von jeher eine sehr große Freiheit gestattet worden. Die Knechtschaft des Buchstabens, d. h. nur buchstäbliche Anführung, Anwendung und Auslegung würde ihn töten, der über dem Ganzen der Bibel frei waltende Geist macht die Predigt lebendig. Es versteht sich, daß ich hier nicht von dogmatischer Freiheit rede; in dieser Beziehung halte ich den Prediger aufs strengste gebunden an den Kanon der Schrift; ich meine jene großartige Freiheit im Gebrauche der Schrift, in der Behandlung einzelner ihrer Teile, in der Benützung einzelner ihrer Aussprüche und Worte, die ein in der Hauptsache, im einfältigen Bekenntnisse zu Christo wohlgegründetes gutes christliches Gewissen sich erlauben darf; eine Freiheit, die niemand reichlicher sich genommen hat, als zwei der größten und christlichsten deutschen Männer, Martin Luther und Johann Georg Hamann.“

Mit dieser Auffassung vom Amt des Predigers hängt es zusammen, daß er bewußt darauf verzichtete, eine Schriftstelle durch Erklärungen und Erläuterungen zu verdeutlichen, die nicht irgendwie aus der Bibel

³⁰⁾ So Goeschen in der Vorrede zu den Sonn- und Festtagspredigten, S. III.

³¹⁾ Jakobusbrief, Vorrede S. XVf.

selbst geschöpft waren. Nirgends verwertet er Beispiele aus Literatur und Geschichte, nirgends bringt er etwa ein klassisches Zitat an. Nur auf den Zustand der heilsbedürftigen Menschenseele geht er ein, und wo er das alltägliche Geschehen berührt, ist es stets auf jenen bezogen. Kommt er dann auf die praktische Anwendung des Gehörten zu sprechen, so redet er freilich sehr eindringlich von den Früchten des Geistes und den sichtbaren Auswirkungen eines frommen Christenlebens. Andererseits verschweigt er nicht die große Macht der Sünde über den natürlichen Menschen und zeigt den einzigen Weg, der zu ihrer Überwindung führt³²⁾. Stets bewahrt er seine Milde und vermeidet das Eisern. So steht denn die eigentliche Erweckungspredigt seiner Art fern; nicht auf einen schnellen Durchbruch der Heilsgewißheit und des neuen Lebens, sondern auf ein langsames Reifen des durch die Predigt gestreuten göttlichen Samens kommt es ihm an.

Er selbst hat diejenigen Predigten als die wünschenswertesten bezeichnet, bei denen es sich kaum entscheiden lasse, ob es moralische oder dogmatische Predigten seien³³⁾. In seinen eigenen Predigten ist die Verschmelzung des dogmatischen und des moralischen Elements weitgehend durchgeführt. Stets geht die Auslegung des Textwortes ungezwungen und unmerklich in die praktische Anwendung über, beides ist aufs geschickteste miteinander und ineinander verwoben.

Auf die äußere Form legte er großen Wert. Jede Predigt ist sorgfältig ausgearbeitet und bis ins einzelne stilistisch ausgefeilt, ihr ganzer Aufbau ist von einer einfachen, leicht übersehbaren Klarheit; jede Überladung, jeder rednerische Prunk fehlt. Er pflegte sie genau so zu halten, wie er sie niederschrieb. Bemerkenswert ist, daß er das wörtliche Aufschreiben zugleich als treffliche Stilübung wertete, und daß er den Vater im Zusammenhang mit längeren Ausführungen über seine Predigtweise bat, ihm einmal Ciceros Schrift „de oratore“ zu senden (Brief vom 18. Juli 1836).

Was die Art und die unmittelbare Wirkung seines Kanzelvortrags betrifft, so fehlt es uns hierüber an näherer Auskunft von seiten der Zuhörer. Wir müssen uns in dieser Hinsicht mit der kurzen Mitteilung

³²⁾ Vgl. die Predigtfolge über ausgewählte Stellen des Römerbriefes: Predigten an den Sonn- und Festtagen I, S. 77—154.

³³⁾ In der Besprechung der von Th. Fliedner und W. Leiboldt herausgegebenen Predigtsammlung: Ein Herr, ein Glaube: Kirchenfreund 1837, S. 214.

von C. S. Nitzsch begnügen, der uns in seinem Nachruf den unvergeßlichen Eindruck bezeugt, den die Predigten des 23jährigen Kandidaten über einzelne der Seligpreisungen auf ihn machten³⁴⁾.

Immerhin läßt sich aus den Briefen Jacobis manches erschließen. Wir erfahren zum Beispiel von der großen Teilnahme, die seine Gemeinde den Predigten über das Johannesevangelium im Winter 1833/34 entgegenbrachte (Brief vom 15. Januar 1834): „Die Gemeinde nimmt sehr teil, der Kirchenbesuch ist im Wachsen. Viele aus anderen benachbarten Gemeinden kommen sonntäglich hierher, um Gottes Wort zu hören, was ihnen von ihren Predigern nicht geboten wird, und mein frommer Fährmann bringt alle diese Kirchgänger, die von jenseits kommen, unentgeltlich über die Weser³⁵⁾.“

Fassen wir sämtliche briefliche Äußerungen Jacobis nicht nur über seine Predigtstätigkeit, sondern über sein ganzes amtliches Wirken ins Auge, so überwiegt die ungünstige Beurteilung. Ein Brief an den Vater vom 17. Januar 1841 bietet wohl das ergreifendste Beispiel einer schonungslosen Selbstkritik. „Ich treibe mein Leben fort in stillem Fleiße“, heißt es an dieser Stelle, „predige und unterrichte, so gut ich kann und weiß, möchte aber beides weit besser ausrichten. Meine alten Klagen in dieser Beziehung und Seufzer, die ich heimlich über mich selbst seufze, dauern fort. Ich vermag nicht, den Leuten so nahe zu treten, wie ich möchte und müßte, nicht auf der Kanzel, nicht in der Schule, am wenigsten in der Seelsorge. Schlimm, wenn man in den Geschäften des Berufes so wider die Natur angehen muß! Ich bin für dieses Amt durchaus nicht praktisch genug; meine ganze Eigentümlichkeit, Neigung und Gewöhnung, meine Erziehung und Bildung stehen damit in Widerspruch. Ich klagte Dir neulich, daß ich hier so viel mit äußeren Angelegenheiten des Pfarramtes, mit bloßen Geschäftssachen und Schreiberei zu tun hätte. Aber muß ich nicht sagen, daß von allen Partien des Amtes diese mir noch am meisten gelingt, und von dem eigentlichen Studium, soweit es für Predigt und Unterricht erforderlich ist, abgesehen, mir noch das Leichteste und Lieblichste ist? In der Studierstube, am Schreibtisch ist meine Heimat; das Buch, die Feder sind meine Werkzeuge. Die mündliche Rede gelingt mir nur in geschäftlichen Angelegenheiten und in Vorträgen, die für ein feineres Ver-

³⁴⁾ Nitzsch a. a. O., S. 208f.

³⁵⁾ Vgl. hierzu: Zeugen und Zeugnisse, Bd. 2, S. 44.

ständnis berechnet sind. Der rechte Pastor ist ein Mann des freien Wortes, ein Mann des Volkes, ein Freund der Menschen, — nicht des Menschen in abstracto, ein suchender, sich herablassender Gefelle und Gefährte aller! Das bin ich nicht, zum großen Teil natürlich aus eigener Schuld, aus Trägheit, Nachgiebigkeit gegen die Lieblingsneigung, Mangel an Selbstverleugnung. Und das gibt meinem oft aufsteigenden Unmut den schlimmsten Stachel.“

Die Klagen über mangelndes³⁶⁾ Geschick in der Seelsorge kehren in den Briefen wohl am häufigsten wieder; es zeigt sich aber auch das redliche Bemühen, gerade dieser Schwierigkeit durch regelmäßige Hausbesuche in der Gemeinde Herr zu werden. Daß hier tatsächlich der schwächste Punkt im beruflichen Wirken Jacobis lag, bestätigt ein Urteil des Superintendenten Winzer in Minden, in welchem zwar seine segensreiche Amtswirksamkeit hervorgehoben, anderseits aber nicht verschwiegen wird, er scheine „dem häuslichen und bürgerlichen Leben seiner Gemeindeglieder nicht nahe genug zu stehen, um auch außerhalb der Kirche unmittelbar auf dasselbe einzuwirken“³⁶⁾. Der Grund hierfür ist wohl in seiner Herkunft und in seinem Entwicklungsgang zu suchen. Aufgewachsen in einer Umgebung, die ausgezeichnet war durch hohe Geisteskultur, sah er sich in seinem Wirkungskreise unter Menschen versetzt, die ganz anders eingestellt waren, und denen sich anzupassen ihm nicht leicht wurde.

Am meisten gelang es ihm noch, durch den Unterricht, den er zu erteilen hatte, Einfluß auf einzelne zu gewinnen. Der Konfirmandenunterricht lag ihm sehr am Herzen. Ein Brief an den Vater läßt uns einen Blick tun in den Geist, von dem sein Umgang mit den Kindern befeelt war (Brief vom 15. Januar 1834). „Mit meinen lieben 72 Kindern“, lesen wir, „stehe ich nun bereits im letzten Stadium des Unterrichts, wo das Vorgefühl des herannahenden wichtigen Tages und des Abschiedes jede Stunde auf besondere Weise heiligt. Freilich gilt nur von wenigen, daß sie eine recht zusammenhängende klare Überzeugung von der christlichen Wahrheit erlangt haben, aber tiefer angeregt sind doch viele, ganz unberührt wohl wenige, und alle nehmen doch so viel mit in das Leben hinaus, daß der Geist Gottes späterhin etwas findet, woran er sie erinnern, und was er ihnen erklären kann. Ach, wie wohl tut es, mit diesen geliebten Kindern zu beten und solche unter ihnen zu

³⁶⁾ Konsistorialarchiv Münster, Konduitenlisten der Geistlichen 1834.

wissen, die ernstlich mitbeten und zu Hause im Kämmerlein es auch tun. Mit einer Auswahl der Fähigeren, zumal Mädchen, lese ich das Evangelium Johannis.“ Auch später pflegte er die Begabteren zu sammeln und über das Durchschnittsmaß hinaus zu fördern. Ostern 1836 machte er den Anfang mit regelmäßigen Bibelstunden für die konfirmierte weibliche Jugend³⁷⁾.

Überhaupt war Lehrhaftigkeit die Gabe Jacobis³⁸⁾. In dieser Hinsicht öffnete sich ihm ein weiteres Feld, als ihm der Religionsunterricht am Lehrerseminar in Petershagen übertragen wurde. Am 24. September 1833 fand die erste Religionsstunde statt³⁹⁾. Schon am 8. November konnte er an den Vater berichten: „Die jungen Leute hören mich mit Lust, fassen der Mehrzahl nach vorzüglich gut auf und bereiten mir schon jetzt große Freude. Ich werde recht gewahr, daß Unterrichten mein Element ist.“ Dem Unterricht im Seminar galt stets seine besondere Vorliebe. Auch das persönliche Wohl der Seminaristen lag ihm am Herzen. Im Anfang des Jahres 1841 begann er, den Zusammenhang unter seinen ehemaligen Schülern durch regelmäßige Lehrerkonferenzen zu festigen, die der Vertiefung der biblischen Erkenntnis und ihrer Anwendung im Unterricht dienen sollten⁴⁰⁾. Als die Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg im Laufe der 1840er Jahre ihren Höhepunkt erreichte, konnte den Pfarrern ein fester Stamm gläubiger Schullehrer zur Pflege des neuen Lebens an die Seite treten. Daß dies möglich war, ist in hervorragendem Maße ein Verdienst Jacobis⁴¹⁾.

Dem kirchlichen Geschäftswesen brachte Jacobi an sich nicht eine allzu große Wertschätzung entgegen, da er es als eine dem eigentlichen Wesen des geistlichen Amtes nicht gemäße Belastung empfand. Um so bemerkenswerter ist es, daß er sich mit großem Geschick gerade in diesen

³⁷⁾ Verhandlungen der Kreissynode Minden 1837.

³⁸⁾ Nitsch a. a. O., S. 214.

³⁹⁾ Aufzeichnungen Jacobis über sie im Pfarrarchiv Petershagen.

⁴⁰⁾ Aufzeichnungen im Tagebuch des erwähnten Jahres.

⁴¹⁾ Daß die dankbare Erinnerung an Jacobi in ihrem Kreise nicht erlosch, beweist zum Beispiel sein Lieblingschüler Heinrich Christian Wehmeyer, später Lehrer in Bischofshagen und Heimsen, der, wie Budde schreibt, Jacobi unter seine Engel zählte, dessen Namen er selten ohne Tränen und ohne die tiefste innere Bewegung nannte: Zeugen und Zeugnisse, Neue Folge (1899), S. 36.

Zweig seiner beruflichen Wirksamkeit erfolgreich hineinarbeitete. Er pflegte schnell und pünktlich zu erledigen, was an laufenden Sachen ihm oblag. Was er auch zu Papier brachte, seien es größere Berichte und Gutachten, seien es Notizen und Bemerkungen geringeren Umfangs, alles dies trägt ein charakteristisches, seinem Wesen entsprechendes Gepräge und zeichnet sich aus durch die Verbindung von lebendiger Anschaulichkeit und übersichtlicher, bis ins einzelne gehender Klarheit. Es sei nur hingewiesen auf einen amtlichen Bericht, den er über die seiner Aufsicht unterstehenden Schulen verfaßte, wo uns zum Beispiel mit plastischer Deutlichkeit die Persönlichkeiten der einzelnen Lehrer in ihrer individuellen Eigenart entgegenreten^{41a)}.

Wo es galt, zu organisieren, zu ordnen und zu leiten, dort war der Platz Jacobis. Er war es, der schon 1832 die Anregung zur Gründung eines Missionsvereins für die Diözese Minden gab. In der Mindener Pfarrkonferenz vom 17. Januar 1832, in der diese Angelegenheit zur Sprache kam, hielt er das entscheidende Referat⁴²⁾ und wurde in der konstituierenden Sitzung vom 22. Mai 1832 zum Sekretär gewählt. Auf seine Veranlassung unterstellte sich der neue Verein nicht unmittelbar der Leitung der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen, sondern der Missionsgesellschaft in Köln, einer der drei Stammgesellschaften, die sich 1828 zusammengeschlossen hatten. In den folgenden Jahren war er die treibende Kraft für das Wachsen des Missionsgedankens im Kreise Minden. In seiner eigenen Gemeinde ging er mit gutem Beispiel und großem Geschick voran. Uns ist ein Rundschreiben an die Lehrer seines Aufsichtsbereichs erhalten, in dem er nähere Anweisungen über die Missionsbetstunde gibt, die an jedem ersten Sonntag im Monat von diesen gehalten werden sollte⁴³⁾. Die Spenden für die Mission mehrten sich von Jahr zu Jahr, die Opferfreudigkeit wuchs⁴⁴⁾. Das erste Missionsfest konnte freilich erst 1838 in Minden stattfinden; Jacobi selbst veröffentlichte einen eingehenden Bericht über seinen

^{41a)} Bericht vom 14. März 1836. Konzept im Pfarrarchiv Petershagen. Hervorzuheben ist die ausgezeichnete Charakteristik des Seminardirektors Vormbaum.

⁴²⁾ Tagebuchs-skizze Januar 1832.

⁴³⁾ Zirkulare vom 17. 2. 1836. Konzept im Archiv der Rheinischen Missionsgesellschaft in Barmen.

⁴⁴⁾ Kirchenfreund 1836, S. 406.

Berlauf⁴⁵). Anfang 1839 legte er anderer dringender Aufgaben wegen den Posten als Sekretär nieder; sein Kollege Ahlemann trat an seine Stelle (Brief vom 22. Februar 1839). Doch hielt er bis ans Lebensende der Mission die Treue. Die letzte große Veranstaltung, an der er teilnahm, war das Missionsfest in Bergkirchen am 9. Juni 1842 (Brief vom 18. Juni 1842).

Mit ähnlicher Tatkraft nahm Jacobi sich der Mäßigkeitsbewegung an, die während der Tagung der Kreissynode Minden 1837 und 1838 Gegenstand der Beratungen war. 1839 verfaßte er als Mitglied der für diese Angelegenheit von der Synode eingesetzten Kommission einen ausführlichen Bericht über den Stand des Kampfes gegen den Branntwein in den einzelnen Gemeinden.

In Petershagen erfolgte erst Anfang 1840 ein schärferer Angriff, nachdem zuvor nur vorbereitende Kleinarbeit geleistet worden war. Auch hier zeigte sich wieder die Neigung Jacobis, methodisch vorzugehen, bei aller Energie den Bogen nicht zu überspannen und sich mit dem zunächst Erreichbaren zu begnügen. In zwei Predigten wurde dem Branntwein der Krieg angefangt. Das Ziel war nicht die Bildung eigentlicher Enthaltensvereine, ebensowenig eine allgemein gehaltene unbestimmte Verpflichtung zur Mäßigkeit, sondern ein vollständiger Verzicht auf den Genuß des Branntweins im gewissen Umfang und bei gewissen Anlässen (Brief vom 1. März 1840). Zunächst wurde erreicht, daß sich 40 Gemeindeglieder durch ihre Unterschrift verpflichteten, bei Hochzeiten, Tauffeiern und Leichenbegängnissen keinen Branntwein zu trinken; ebenso gelobten 15 Hausväter, ihren Kindern, dem Gesinde, den Gesellen und Lehrlingen, bei Hausarbeit auch den Arbeitsleuten und Tagelöhnern gar keinen Branntwein mehr zu reichen. Im Laufe der beiden folgenden Jahre konnten auf dieser Grundlage erfreuliche Fortschritte festgestellt werden⁴⁶).

Wir sehen also, daß die treue Arbeit Jacobis nicht ohne Frucht blieb. Gleichwohl lastete auf ihm das drückende Bewußtsein, seiner Gemeinde nicht das sein zu können, was er ihr hätte sein müssen (Brief vom 14. Februar 1836). Er ist deshalb nie völlig heimisch in Petershagen

⁴⁵) Jacobi, Nachrichten über die Missionsvereine im Fürstentum Minden, Kirchenfreund 1838, S. 243ff., ein Aufsatz, der auch über die Entwicklung im Kreise Lübbecke orientiert; Missionsfest in Minden a. a. D., S. 245.

⁴⁶) Bericht im Pfarrarchiv Petershagen.

geworden. Sein stiller Wunsch ging dahin, ihm möchte eine andere Stellung angewiesen werden, in der er für die Richtung seines Geistes und Gemütes mehr Befriedigung erwarten konnte. Er dachte an die Professur einer Universität oder an ein Amt in der kirchlichen Verwaltung, sei es als Konsistorialrat, sei es im Ministerium. Eine Erfüllung wurde derartigen Hoffnungen nicht zuteil. Es war ihm nicht beschieden, seine Zelte in Petershagen vor dem Abschied von dieser Welt abzubrechen. Und doch sollte sein Leben einen reicheren, seinen Gaben entsprechenderen Inhalt erhalten. Ihm blieb die Genugtuung nicht versagt, über den Bereich des Pfarramtes hinaus seine Kräfte in den Dienst der Kirche und der theologischen Wissenschaft stellen zu können.

(Schluß im nächsten Jahrbuch.)